



# Lieder Deutsches Heimatblatt



Nr. 79

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Juli 1956

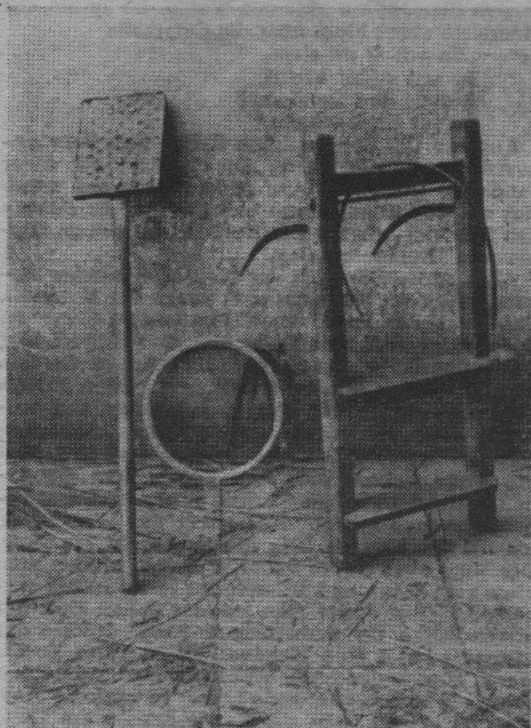
## Mit Driev, Dackstohl und Kneeledder

„Wie manches alte Bauernhaus in unserer engen Heimat, das Jahrhunderte getreu sein Strohdach ‚auf dem Buckel‘ trug, hat plötzlich die Bedachung gewechselt, es wurde herabgerissen und in wenigen Tagen leuchtete ein rotes Ziegeldach zwischen den Hofbäumen“, erzählte mir ein alter Lehrer, „und gerade in der letzten Zeit“, so fuhr er fort, „verschwinden die Strohdachhäuser immer mehr auf den Bauernhöusen.“ Der Bauer, der bei diesem Gespräch neben mir saß, meinte, daß die Strohdächer mehr und mehr verschwänden, sei eine bedauerliche Tatsache, kein Dach sei mehr von „Natur“ so praktisch wie das Strohdach: im Winter warm und im Sommer kühl. Aber leider sind die meisten Strohdächer alt und brüchig und sie vollständig neu aufzudecken, wie der Fachmann sagt, dazu muß der Bauer zu tief in den Geldbeutel greifen. „Ein Pfannendach“, so sagte er, „ist in allem billiger und kostet rund ein Drittel weniger an Versicherungsgebühren wie ein Hartdach.“

Das war eine Unterhaltung vor etwa fünf Jahren, und ich erinnerte mich wieder daran, als ich vor nicht allzu langer Zeit mit einem alten Strohdachdecker aus dem Lande Wursten plauderte, der mir in seiner Art so viel Fesselndes zu erzählen wußte aus seinem Beruf. „Wissen Sie auch“, begann er, „warum es heute überhaupt noch Strohdachdecker gibt?“ Er lächelte ein wenig verschmitzt, setzte sich auf die Bank vor dem großen Strohhäufchen und erzählte mir folgende Geschichte: „Vor langen Jahren sollte ein armer Strohdachdecker bei einem reichen, aber geizigen Bauern das Dach ausbessern. Mißmutig und verzagt ging er an die Arbeit, denn er wußte, daß der Bauer schlechten Lohn zahlt. Nach getaner Arbeit erhielt er nicht einmal die Hälfte dessen, was er eigentlich hätte bekommen müssen. Er nahm es mit Bitterkeit hin. Im Herbst riß der Sturm ein mächtiges Loch in das große Hausdach des reichen Bauern, und als er den Dachdecker beauftragte, es doch abzudecken, weigerte sich der Decker mit der Begründung, er zahle einen zu ge-



Hoch auf dem First des alten Niedersachsenhauses wird die „Heidiast“ erneuert



Geräte und Material des Strohdachdeckers, von links nach rechts: „Driev“, Bindendraht, „Dackstohl“

ringen Lohn. „Durch eine Mißernte bin ich arm geworden“, sagte er, „und Geld kann ich dir daher noch nicht gleich geben, aber wenn du mir nicht das Loch im Dach mit Stroh abdeckst, dann wird auch das letzte Korn verfaulen, wenn es regnet und schneit.“ Doch alles Bitten und Flehen half nicht, der Dachdecker blieb hart und weigerte sich mit aller Entschiedenheit, die Arbeit auszuführen. Da sagte der Bauer: „Nun gut, wenn du es meinetwegen nicht willst, dann tue es doch unseres Herrgotts wegen, eine Schande, wenn in dieser schlechten Zeit auch noch das letzte Korn umkommen würde. Der Dachdecker besann sich und ging an die Arbeit. An dem Tage aber, als er das Loch geschlossen und das letzte Bündel Stroh hineingelegt hatte, fand er ein graues Leinensäckelchen mit 100 goldenen Dukaten. „Aus diesem Grunde“, so sagte der Erzähler, „gibt es noch Strohdachdecker, sie hoffen nämlich alle“, fügte er lachend hinzu,

„auch einmal einen kleinen Leinensack mit goldenen Dukaten zu finden; und zu wünschen wäre es ihnen, denn der Verdienst ist heute nicht allzu groß. Wer gibt ihnen heute noch größere Aufträge, wer läßt Häuser mit einem Strohdach bauen? „Es sind höchstens Liebhaber, die ihre Gebäude mit Stroh decken lassen“, meinte der alte Strohdachdecker, der schon seit seinem 14. Lebensjahre den „Driev“ in der Hand hat. Bauern, die größere Reparaturen an ihren Strohdächern ausführen lassen wollen, überlegen sich das sehr gründlich, „denn die Ausbesserungen sind ihnen oft zu teuer, sie reißen das alte Dach lieber herunter und lassen Blech oder Ziegel legen.“ Vor 70 Jahren gab es noch rund 65 Strohdachdecker zwischen Elbe und Weser, die vollauf beschäftigt waren. Im Kreis Wesermünde gibt es heute nur noch zwei Strohdachdecker, die fast ausschließlich in ihrem Beruf tätig sind. Es wird nicht mehr lange dauern, dann

findet man das Handwerkszeug des Deckers im Museum, die lange „Driev“, mit der das Stroh nach dem Legen festgeschlagen wird, den Dachstuhl, auf dem der Dachdecker steht, sowie die „Kneeledder“ zum Schutz der Knie.

„Dort drüben“, der Dachdecker zeigte auf ein großes Strohdachhaus unterm Deich, „hat wohl schon seit zwanzig Jahren der Storch sein Nest. Heute freut sich jeder Bauer, wenn Adebar auf seinem Dach baut, früher, als ich Junge war, gab es Bauern, die mochten den großen Vogel aus Afrika nicht und jagten ihn fort. Kam er aber immer wieder, so bestellten sie den Dachdecker, und dann mußte mein Vater lange Bohnenstangen auf den First legen, so daß Langbein nicht mehr auf der ‚Heidfast‘ stolzieren konnte.“ Der Alte erzählte mir aus jener Zeit, als er bei seinem Vater das Handwerk erlernte, anfangs die zugeschnittenen Büschel herauftragen mußte und recht spät den „Driev“ in die Hand bekam.

Auf den Rundhölzern, die in einem Abstand von 35 bis 40 Zentimetern auf den Sparren des Daches befestigt sind, wird das Stroh gelegt oder besser gebunden. „Aber es ist wohl besser“, unterbricht er seine Erzählung, „daß wir uns das einmal selbst ansehen, denn wir sind jüß dobi, 'n grodet Dack uttotuppen.“

Ich kletterte die beiden zusammengebundenen Leitern hoch und stehe auf dem First des hohen Hauses und habe einen weiten Blick über die flache Marsch, den Deich und das Watt, bis zum Fahrwasser hin. Hier auf der „Heidfast“ kann man erst so recht ermessen, wie groß die strohgedeckte Fläche ist, was für eine Zentnerlast von Stroh auf dem „Buckel“ eines Großbauernhauses ruht. Der alte Strohdachdecker und ich sitzen rittlings auf dem First. „Die Strohieme, das ist der große aufgeschüttete Strohsberg dort unten“, sagt er, „den unterteilt man in hundert Büschel. Das, was ein halbes Meter langes Band an Stroh oder Rieth umfassen kann, nennt man ein Büschel. Auf einen Quadratmeter Dachfläche“, erklärt er weiter, „werden 16 Büschel verwendet, oder ‚dalleggt‘, wie der Fachmann sagt. Die Reithbüschel näht man mit der Dachnadel auf die Lattenunterlage fest, besonders haltbares Kokosband dient dabei als ‚Faden‘. Für die Heidfast brauchen wir bei einer Länge von 32 Metern und einer Höhe von einem Meter einhalb Fuder Heide. Dieses Material wird dann mit 3000 etwa 30 bis 40 Zentimeter langen Firststücken, zumeist aus gutem Holz geschnitzt, befestigt.“

In der Mittagspause sitzen wir am Strohsberg und klönen noch ein wenig, umständlich wickelt er sein Butterbrot aus dem Papier, nimmt einen Schluck aus der Bordmannsflasche und meint, sich nun verabschiedend: „Was mir eigentlich immer am meisten leid tut, ist die Verschandelung des Bauernhauses. Leider findet man noch oft genug Dächer, die halb mit Stroh und halb mit Ziegeln gedeckt sind, oder, was noch häßlicher ist, mit Wellblech belegt. Dagegen, so meine ich, müßte unbedingt etwas getan werden, und zwar mit aller Entschiedenheit.“

## Die Beverstedter „Himmelsleiter“

Wie gewiß allen Lesern, hat auch mir die anschauliche Schilderung des Beverstedter „Füerklubs“ und seiner Originale von J. Langer in Nr. 76 des Niederdeutschen Heimatblattes viel Vergnügen gemacht. An den „Füerklub“ in seiner alten Gestalt werden sich nur noch wenige von den Lebenden erinnern können. Aber der eine oder andere mag mit der späteren „Himmelsleiter“ und ihren Sammlungen Bekanntschaft gemacht haben. So ist es auch mir vor gut fünfzig Jahren als Jungen ergangen. Da wurden uns gewissenhaft sämtliche Sehenswürdigkeiten und Kostbarkeiten des Klubs vorgezeigt. Ich erinnere mich u. a. an einen Stein, der sich äußerlich von anderen Feldsteinen kaum unterschied. „Der Stein des Anstoßes“, erklärte der Wirt schmunzelnd. Eine leere Milchflasche soll ursprünglich zur Aufbewahrung der „Milch der frommen Denkkungsart“ gedient haben.

Dann wurde mir ein Stoß Geldscheine in die Hand gedrückt. „Jetzt kannst du jedem erzählen, du hättest schon einmal eine Million in der Hand gehabt“, meinte der Wirt. Es waren außer Kurs gesetzte „Greenbacks“ über höhere Dollarbeträge.

Als größte Kostbarkeit wurde uns ein Holzspan bezeichnet, der zum Abschluß an das Licht des Tages befördert wurde. „Ein Splitter von Jakobs Himmelsleiter“, behauptete der Wirt mit dem Brustton der Überzeugung. Die Beziehung zum Namen der seltsamen Vereinigung machte es verständlich, daß man gerade dieses Stück in hohen Ehren hielt. Aber das Rätsel um den Namen des Klubs wird auch mittels dieser wertvollen Reliquie kaum zu lösen sein.

Dr. Siebs

# Über Bauopfer in heimischen Sagen

Alte Glaubensanschauungen, Sitten und Bräuche wandeln sich im Laufe der Zeit, so daß schließlich nur moosüberspannte Ruinenreste und schwer entwirrbare Dornenhecken übrig bleiben. Wer denkt heute noch bei dem Versenken von Brot, Münzen, Salz oder Urkunden und Zeitungen in den Grundstein eines Wohngebäudes, einer Kirche oder einer Brücke an ein Bauopfer? Und wie wenige geben sich die Mühe, nach den Zusammenhängen zu forschen, die zu ihrer Entstehung führten.

Bauopfer gab es nicht nur bei uns, sondern auch in China, Japan, Siam und Afrika. Bruno Gutmann berichtet, daß z. B. bei den Wadschaggas in Afrika Menschenopfer „bei der Abdämmung eines Bewässerungskanales im Flusse“ noch in der jüngsten Vergangenheit beobachtet wurden.

Ursprünglich war das Opfer eine Art Sympathiezauber, und die Opfergabe war kein Symbol und kein Surrogat, sondern ein Zaubermittel primitivster Art. Das Ei, das Brot, der Bock oder der Mensch, die im Acker vergraben oder im Wasser versenkt wurden, sollten ihre Kraft unmittelbar, d. h. ohne ein Medium von Seelen, Dämonen oder Göttern, übertragen und dem Acker Fruchtbarkeit und dem Wasser Fischreichtum leihen. Auch als wirksamer Abwehrzauber dachte man sich das Opfer und zwar gegen feindliche Mächte in der Erde und im Wasser.

Bei den Deichopfern dagegen, von denen in vielen Sagen an der deutschen Küste berichtet wird, handelt es sich meist um reine Sühne- oder Präventivopfer, weil der beleidigte oder verletzte Dämon besänftigt oder versöhnt werden mußte. Selbstverständlich war es in solchen Fällen notwendig, daß man das Liebste, Beste und Kostbarste spendete: den schwärzesten Bock, das schnellste Roß, den schönsten Jüngling, die reinste Jungfrau oder ein unschuldiges Kind.

Um die Hausgeister günstig zu stimmen (Heinzelmännchen, Kobolde, Wichtel) grub man die Gabe unter dem Herd, unter der Türschwelle oder im Garten ein, eine Sitte, die unmittelbar mit dem Ahnen- und Totenkult in Beziehung steht; denn die Hausgeister sind eben die Toten, die Ahnen, die im Hause weiter „geistern“. Um ein solches Opfer wird es sich auch bei der Kindesleiche handeln, die in der Wurt von Hessens gefunden wurde. Die sagenhafte Überlieferung von der Einmauerung von Ehebrechern und Nonnen wird heute allgemein auf eine falsche Übersetzung des lateinischen immuratio = Einkerkierung, gedeutet. Später traten an die Stelle des Menschenopfers Ersatzopfer: Katzen, Hunde und Hühner, auch Pferdeköpfe und Pferdeknöchel. Statt der reinen Jungfrau genügte ein Hemd und statt eines Sühnekinde das Bettuch einer Wöchnerin.

Wenn schon den Toten überirdische Kräfte zugeschrieben wurden, wieviel mehr dann dem Geopfer, der durch die Hergabe seines Lebens heilig erachtet wurde. Hierher rechnet der Volkskundler Hans Neumann auch die Kindesaussetzung. Oft werden solche ausgestoßenen Kinder später als Erwachsene zu Helden, Heilbringern und Rächern (Genovevamoiv, Klein Roland, Moses). Die älteste Nachricht von Menschenopfern bei den Deutschen besitzen wir von Strabo. Der Frankenkönig Theudebert brachte bei der Überschreitung der alten Po- brücke mit seinem Heere ein Erstlingsopfer, um die Wassergeister zu besänftigen.

Natürlich war die Kirche von jeher bemüht, die alten heidnischen Anschauungen zu bekämpfen. Gregor z. B. befahl Bonifacius, den Verkauf und die Opferung von Sklaven und Gefangenen schärfstens zu ahnden, weil ein solches Tun „Untat und Verbrechen“ sei.

Die in den Bächen und Strömen lebenden Wassergeister versuchten, durch Locken und Lachen die Erwachsenen und Kinder zu sich auf den Grund zu ziehen und das Werk der Menschen zu vernichten.

Als in Blexen an der Niederweser die Mauern der Kirche nicht stehen wollten, rieten die Ältesten der Gemeinde zum Kauf eines Kindes in dem gegenüberliegenden Lehe. Der heilige Hippolyt, der auf die Schuldigen die Strafe des Himmels herniederrief, wurde von den Heiden in der Kirche eingemauert. Wenn er, der durch eine Öffnung von Tauben ernährt wurde, nach Lehe hinüberschaute, rief er:

„O Lee. O Lee,  
wenn ik di seh,  
deit mi dat Hart  
in'n Lieve weh!“

Ein gleiches Motiv ist in der Sage von „Heuers Kolk“ ersichtlich. Noch heute liegt zwischen Rechtenfleth und Sandstedt ein schiffumrauschter Weiher, der bei einer Kappstürzung entstand. Auch hier war alle Mühe, den Deich zu schließen, vergeblich. Da rief ein altes Weib den Zögernden zu: „Etwas Lebendiges muß hinein.“ Zufällig schritt in diesem Augenblick der reiche Bauer Heuer daher. Harte Fäuste packten ihn und stießen ihn in den gurgelnden Grund. Hier zeigt sich schon — genau wie bei der Sage von

Blexen —, eine schwache Verbrämung mit christlichen Anschauungen. Ausdrücklich und umständlich wird erzählt, daß der Bauer Heuer ein geiziger, hartherziger und gottloser Mann gewesen sei, der auch dem Ärmsten nicht eine Schnitte Brot gegönnt und nie zur Kirche gekommen sei.

Im Jahre 1463 brach der Nogatdamm an der Weichsel. Man warf einen „trunken gemachten Bettler“ in die Flut. In dem Bemühen, das Opfer als einen minderwertigen Menschen hinzustellen, erkennt man deutlich das Aufkeimen eines Schuldgefühls über die begangene Tat.

In anderen Sagen steigert sich dieses Schuld- bewußtsein unter dem Einströmen christlicher Anschauungen, so daß heidnische Überlieferungen und kirchliche Einflüsse miteinander ringen.

Nach einer Sage von Heiligensteden an der Stör in Holstein überredete man eine Zigeuner- mutter, ihr Kind für 1000 Taler zu verkaufen. Man legte über das zu schließende Loch ein Brett, auf dessen äußerstem Ende ein frisches Weißbrot das hungrige Kind anlocken sollte. Wie nun das Kind verlangend darauf zuschritt, stürzte es in die Tiefe. Dreimal tauchte es noch zur Oberfläche empor und rief das erste Mal: „Ist nichts so weich wie Mutters Schoß“, und zum zweiten: „Ist nichts so süß wie Mutters Liebe“, und zum Schluß: „Ist nichts so fest wie Mutters Treu.“ Grauen packte die Um- stehenden und schnell warf man Scholle auf Scholle auf das arme Opfer, um die Stimme zum Verstum- men zu bringen.

Was beweist die Sage? Was besagen diese senti- mentalen Ausschmückungen?

Der Glaube an die Wirkung des Opfers weist Zweifel auf und beginnt zu verblassen, weil sich in den Herzen das Mitgefühl zu regen beginnt. In dem Widerstreit der Auffassungen wird deutlich ein ethischer Zug erkennbar, nämlich die Über- zeugung, daß die dargebrachte Opfergabe letztl- lich nur dann den höchsten Zweck erreicht, wenn sie freiwillig geboten und zum Selbstopfer wird, d. h. wenn man willens und fähig ist, notfalls das eigene Leben zur Milderung oder Abwendung see- lischer und leiblicher Nöte der Mitmenschen hinzu- geben.

In der letztgenannten Sage ist das Selbstopfer nur erst ein scheinbares, weil man das Kind mit List in den Abgrund führte; aber in der nun fol- genden chinesischen Sage vom Gelben Fluß in China entfaltet es sich zur vollen Auswirkung: Der Flußaufseher, so heißt es da, der die Arbeiten am Damm leitete, mußte immer wieder mit höchstem Verdruss zusehen, daß die am Tage vollzogenen Aufschüttungen in der Nacht wieder zusammen- brachen und daß aus dem Strom die Flut wieder durch die Öffnung brach. Die Wassergeister schienen unversöhnlich zu sein. Da schlich er eines Abends, als sich die Arbeiter verstreut hatten, heimlich ans Ufer und stürzte sich in die Flut. Und nun — stand der Damm. Die Hingabe des eigenen Lebens hatte seine Wirkung getan.

Auch im Lande Wursten lebte der Glaube an Wassergeister und Nixen im Volke. Die Or- tschaften Rintzel und Remintzel versanken im We- serstrom, weil die Bewohner des Dorfes beim Fischen ein Meerweibchen aus dem Wasser ge- hoben hatten und trotz aller Bitten nicht wieder in sein Element zurücklassen wollte. Da sprach das Meerweib einen Fluch über die Ortschaft:

„So wit ji mi slept,  
so wit schalt brekt!  
Rintzel und Remintzel  
beidet schal vergan.“

Auch an der nordöstlichen Spitze vom Jever- land wurde einst ein „Seewiefken“ auf einer Sandbank gefangen. Am anderen Morgen erhob sich ein gewaltiger Sturm und die Flut durchbrach den Seedeich und riß das Dorf mit all seinen Gär- ten und Ländereien weg.

Aber schließlich wich der Nebel heidnischer An- schauungen vor der siegenden Sonne der Vernunft. Das zeigt die Sage von Ellenserdamm im Oldenburgischen. Seit Tagen quälten sich auch hier die Deicharbeiter, um ein Loch im Deich zu stopfen. Riesige Haufen Reisige wurden zu großen Flößen verflochten, dann mit Steinen beschwert und ver- senkt; aber alle Mühe des Sommers schien um- sonst zu sein. Da ließ man kraftlos und entmutigt die Arme sinken. Der Vogt fluchte, und die Ar- beiter murrten. Plötzlich schrie jemand: „Etwas Le- bendiges muß hinein.“ Kaum war das Wort gefal- len, da steckten sie alle die Spaten in die Erde. Der Vogt aber schlich heimlich davon. Mochte man ohne sein Zutun und Wissen das letzte Mittel ver- suchen. Sofort zerrte man aus der nahen Kate der armen Hilke ihr taubstummes Kind, drückte der Mutter schnell eine Handvoll harte Taler in die Hand, steckte das arme Wesen in eine Tonne und rollte sie in das gährende Loch. In höchster Hast schaufelte man Erde darüber. Aber — da klang plötzlich aus der Tonne eine Stimme: „Moders Hart is harter as Steen.“ In tiefster Seele erschrocken schaute alles schuldbewußt in den nassen Grund.

In diesem Augenblick sprengte der Graf Anton Günther heran, um den Fortschritt der Arbeiten zu überprüfen. Auch er vernahm die Stimme der Todgeweihten. Da trat ein zorniges Funkeln in seine Augen und mit mächtiger Stimme befahl er, sofort die Tonne zu heben und das Mädchen zu befreien.

So wich primitiver Glaube der besseren Einsicht, und die aus den Morästen und Sümpfen des Aberglaubens aufsteigenden Irrlichter verlöschten vor den Strahlen der Aufklärung. Wie schrieb doch Lessing in jener Zeit: „Das Licht, das das kommende Zeitalter durchglühen wird, sendet seine schwachen Strahlen durch die Schleier des Irrtums.“ „Aber“, so fügte er hinzu, „nur einige Utopisten und voreilige Schwärmer kündeten endgültige Erleichterung an; die Offenbarung kann nur langsam fortschreiten, die menschliche Natur ändert sich nur ganz allmählich.“ — So ist es.

Nach der gewaltigen Flut von 1825 stieß der bedeutende Wasserbaudirektor Woltmann aus Hamburg bei der ländlichen Bevölkerung immer noch auf jenen unseligen Fatalismus, der besagte: „Was nützt alle unsere Arbeit? Dem lieben Gott können wir nicht entweichen. Wenn er uns strafen will, findet er uns doch. Warum sollen wir mehr tun als uns befohlen wird.“ Es war eben ein weiter, weiter Weg zu der Erkenntnis: „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.“

Das war die Parole der Männer von Offenwarden an der Niederweser, als am 12. Oktober 1845 die wogenden Fluten mit furchtbarer Gewalt gegen den Weserdeich stießen. Schon stierte der Blanke Hans mit glotzenden Augen über die Kappe des Deiches in das grüne Marschenland, um alles zu vernichten, was Menschenhand und -geist erschuf. Wutschnaubend wälzte sich Rasmus in seinem breiten Bett und versuchte, die Ketten zu sprengen. Da schweißte die furchtbare Gefahr die Menschen zusammen. Was ist auch der Einzelne in solcher höchsten Not? Ein Sandkorn nur, vom Winde versprüht und verweht. Schon rollten die ersten Brecher über den Deich — so berichtet Hermann Allmers —, da gab der Ingenieur Schröter, ein Enkel des Astronomen, seinen Leuten einen Wink und sofort warfen sich alle Männer des Dorfes, mit einem Bündel Stroh im Arm, gegen die anstürmende Flut. Mit ihren Leibern schützten sie Heim und Heimate, die einst ihre Urväter unter großen Opfern aus dem Chaos gehoben hatten. Beend vor Kälte harrten sie aus, bis sich die Flut verlief. Der alte Trotz, der so oft über ihre Zäune gekrochen war, wenn es galt, Leben, Gut und Freiheit gegen Grafen und Bischöfe zu schützen, hatte auch hier im Kampfe mit den Naturgewalten gesiegt. Menschengestalt und Menschenwille waren in ein Neuland getreten. Neben den vielen Sagen besitzen wir aber auch eine gerichtlich bezeugte Nachricht über ein Deichopfer:

Im Jahre 1685 hatte eine gewaltige Wasserflut den Deich bei Brunsbüttel eingerissen. Da das Loch nicht zu dichten war, rieten alte Leute zum Opfer eines Kindes. Zwei ausgesandte Boten sollten in Herzhorn ein Kind erhandeln. Auf ihrem Wege begegnete ihnen eine Mutter mit einem einhalbjährigen Knaben auf dem Arm. Man bot ihr 1000 Taler. Die Frau hielt in ihrer Arglosigkeit das Angebot für einen Scherz und meinte: Ja, wenn man so leicht Geld verdienen könnte... Da entriß man ihr auch schon das Kind, drückte ihr das Geld in die Hand und wollte davonrennen. Wenn nicht in diesem Augenblick der Bauer Hinrich Kneke dahergekommen wäre und mit einem deftigen Knüttel der armen Mutter geholfen hätte... Wer weiß, was geschehen wäre... Nachher soll es den beiden Männern allerdings geglückt sein, von einem Soldaten aus Glückstadt ein Kind zu kaufen. Um die Wahrheit seines Berichtes unter Beweis zu stellen, erzählt der Chronist, der Pfarrer Hieronymus Sandke aus Herzhorn, noch weiter, daß ihm später die Mutter das Erlebnis selbst bestätigt habe und auch der Schwager des Chronisten, der damals „Teichgreve“ war, wußte darum. Und heute?

In manchen Gegenden lebt noch heute der Glaube, daß in den Mooren und Sümpfen unheimliche Geister hausen, die dort als überirdische Mächte ihr Wesen treiben. An der Niederelbe warnen die Mütter ihre am Ufer spielenden Kinder vor dem „Bumann“ und an der Niederweser vor der „schwarzen Grete“ oder der alten „Mettje“, die mit ihren langen, dünnen Armen Erwachsene und Kinder auf den Grund zieht.

Dr. August Köster, der 1873 als Sohn eines Kapitäns in Neuland in Kehdingen geboren wurde, schrieb in seinen „Studien zur Geschichte des antiken Seewesens“, daß „überall solche Anschauungen verbreitet sind, an jeder Küste, auf allen Meeren, noch heute wie vor Jahrtausenden...“ Und an einer anderen Stelle: „In der Todesnot offenbaren sich den Seeleuten in grausigen Stürmnächten die Wiederkehrenden, die den Seetod erlitten, an die wir an der Wasserkante heute noch glauben, wie unsere Väter daran glaubten.“ Er erzählte mir einmal, daß es zu den ersten Erinnerungen seiner Kindheit gehörte, daß seinem Vater, wenn er zur weiten Fahrt sein Haus verließ, „etwas Rauhes“ nachgeworfen wurde (Rest eines Opfertieres). Schon die Schiffe der Wikinger hatten

am hochragenden Steven geschnitzte Stiere, Wölfe, Füchse, Geier, Kraniche, Schlangen, Drachen und Menschen, und auch die Finkenwerder Fischer führten noch im letzten Jahrhundert im Vordersteven ihrer Fahrzeuge Totenschädel, damit der grinsende Kopf die Geister der Tiefe abschrecke. Wie die am Mast angehängten Hufeisen, so sollten die am Bug angebrachten Hai- und Delphinschwänze den Fischer auf seinen Fahrten schützen.

In Gorch Focks „Seefahrt ist not“ (1922) lugt der kleine Störtebeker „über die Ketten hinweg nach den fünf Totenschädeln, die ganz vorn im Steven zwischen den Kneesen steckten. Kap Horn hatte sie ihm einmal gezeigt und gesagt, die hätten sie in der Kurre gefangen. Man dürfe solche Totenköpfe nicht wieder über Bord werfen, sondern müsse sie in den Steven stecken, dann könne der Ewer niemals umkippen.“ J. J. Cordes

## Sachsenforscher aus vier Ländern

In Bremen trafen auf Einladung der von Karl Waller, Cuxhaven, geleiteten „Arbeitsgemeinschaft für Sachsenforschung“ vom 8. bis 10. März 1956 Gelehrte aus vier nordwesteuropäischen Ländern zum VII. Symposium für Marschenforschung zusammen. Der 1. Vorsitzende der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte, Oberstudiendirektor F. Walburg, in dessen Händen Vorbereitung und örtliche Tagungsleitung lagen, hat über den wichtigen Zusammenhang einen Bericht gegeben, dem wir das Folgende entnehmen:

Auf dem Begrüßungsabend hielt Professor Dr. G. Haseloff, Würzburg, den Festvortrag über das Thema „Das Königsgrab von Sutton Hoo, ein angelsächsisches Schiffgrab des 7. Jahrhunderts“. Der Vortrag fand im Rahmen der Winterveranstaltungen der Bremer Gesellschaft für Vorgeschichte im Goldenen Saal der Böttcherstraße statt. Professor Haseloff führte die über 250 Hörer an Hand farbiger Lichtbilder in die wundervollen Grabfunde von Sutton Hoo ein und zeigte an diesem einzigartigen Stoff die weiten Handelsbeziehungen der Angelsachsen wie auch die hohen Leistungen des damaligen Kunsthandwerks in fesselnder Weise auf.

In der ersten Arbeitssitzung der Tagung sprach Professor Dr. Eggers, Hamburg, über „Die Chronologie der römischen Kaiserzeit in Nordwestdeutschland“. Der Vortrag war ein wertvoller Beitrag zur Forschungsgeschichte der vier Jahrzehnte von 1874 bis 1914: er führte von den Untersuchungen Hostmanns über Montelius und Almgren bis zu Alfred Plettke und umriß in klarer Gliederung den Wandel der Anschauungen über die Dauer der nordwesteuropäischen Kulturstufen bis etwa 500 n. Chr.

Anschließend sprach Frau Dr. Johanna Brandt über „Die relative Chronologie der Keramik von Westerwanna“. Die Vortragende hatte in monatelanger, mühevoller Kleinarbeit das gesamte Fundmaterial dieses größten sächsischen Urnenfeldes Nordwestdeutschlands aufgearbeitet; sie hatte dabei die Aufzeichnungen von Frau Carola Zimmer, Pinneberg, als Unterlage für ihre Grabungspläne, Urnenzeichnungen usw. benutzt und versucht, eine typologische Ordnung in die über 2350 Urnen von Westerwanna zu bringen. Diese Ordnung, aufgebaut auf Stilelementen der Ornamentik, wurde an Hand von etwa 100 großen Tafeln mit Urnen der verschiedenen Teile des Gräberfeldes eingehend begründet und von den Anwesenden dankbar entgegengenommen. Frau Dr. Brandt schuf mit dieser sorgfältigen Arbeit eine erste Grundlage für eine einmalige Aussprache über die zeitliche Folge der Belegung dieses ausgedehnten Friedhofes.

Die gründliche Aussprache über die Vorträge leitete am Freitagnachmittag der Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, Professor Dr. Bersu, Frankfurt. Im Zusammenhang mit dem Vortrag von Professor Dr. Eggers wurde zunächst das Problem der Münzdatierung erörtert und die Frage geprüft, wie weit die Chronologie der römischen Kaiserzeit im germanischen Siedlungsgebiet durch Münzfunde festgelegt oder gestützt werden kann. Dann folgte — im Anschluß an den Vortrag von Frau Dr. Brandt — eine lebhafte Aussprache über die Einwanderung der Sachsen in das südbelgische Gebiet (etwa 200 n. Chr.) und vor allem über den Zeitpunkt ihrer Überwanderung nach Britannien. Der englische Archäologe, Professor Dr. Myres, Oxford, wies mit Nachdruck auf die viel zu wenig bekannte Gleichheit englischer Keramikformen mit solchen von Westerwanna hin; er betonte, daß die ersten kontinentalen Einflüsse bereits Jahrzehnte vor dem traditionellen Einwanderungsjahr (449 n. Chr.) nachweisbar seien und daß die sächsische Invasion daher schon bald nach dem Beginn des 5. Jahrhunderts eingesetzt haben müsse.

An der weiteren Aussprache nahmen auch führende Forscher aus den Niederlanden und aus Dänemark teil. Es ergab sich aufs deutlichste, daß das Sachsenproblem nicht von Nordwestdeutschland aus allein gelöst werden kann, daß vielmehr eine enge Zusammenarbeit mit den Archäologen aus Holland, England und Dänemark sowie mit den Fachleuten der provinziärrömischen Geschichte nötig ist, wenn eine sichere historische und chronologische Deutung der kulturellen Hinterlassenschaften sächsischen Gepräges gelingen soll. Um so notwendiger ist die baldige Publikation des Urnenfeldes von Westerwanna, weil gerade mit diesem Material eine brauchbare Grundlage für die Sachsenforschung auf internationaler Basis geschaffen

werden kann. Es wurde daher beschlossen, möglichst noch in diesem Jahre mit der Veröffentlichung der Grabfunde von Westerwanna zu beginnen.

In einer weiteren Arbeitssitzung hörten die Teilnehmer drei Vorträge: Zunächst sprach Gr. Gummel vom Morgensternmuseum in Bremerhaven über die Grabungsgeschichte von Westerwanna und über das Schicksal der Funde, die durch Krieg und Nachkriegszeit außerordentlich gelitten haben. Der Vortragende regte an, die vielen Einzelgrabungen, die zum Teil nur flüchtig durchgeführt werden konnten, durch eine moderne Plangrabung zu ergänzen. — Sodann führte Dr. Haarnagel, der Direktor der Wurtenforschungsstelle in Wilhelmshaven, mit ausgezeichnetem Lichtbildmaterial in seine große Grabung auf der Feddersen Wierde nördlich Bremerhavens ein und gab ein plastisches Bild von Hausbau, Handwerk und sozialer Gliederung in altsächsischer Zeit. Schließlich berichtete Dr. K.-H. Brandt vom Focke-Museum in Bremen über die von ihm durchgeführte Ausgrabung einer sächsischen Siedlung der jüngeren Kaiserzeit in Bremen-Grampke. Dabei wurde besonders das eingetiefte Sechsposten-Haus als Kennzeichen der sächsischen Siedlungsweise herausgestellt. Professor Dr. van Giffen, Groningen, wies darauf hin, daß diese Hausform von wandernden Sachsen schon früh nach den Niederlanden gebracht worden sei.

Nach den Vorträgen begaben sich die Teilnehmer in das Lloydgebäude, um in der dortigen Abteilung für Vorgeschichte des Focke-Museums die Funde von Bremen-Mahndorf und Bremen-Grampke zu besichtigen. Professor Dr. Grohne erläuterte die Ergebnisse seiner großen Grabung an Hand der Originalfunde, wobei Professor Myres aus Oxford wiederum die überraschende Ähnlichkeit mit englischen Funden der gleichen Zeit feststellte. Auch der mecklenburgische Vorgeschichtler, Dr. Schultdt, Schwerin, unterstrich die Übereinstimmung seines einheimischen Fundmaterials mit den sächsischen Hinterlassenschaften von Mahndorf und Grampke.

In der Kirche zu Altenwalde sind folgende Inschriften (Inschriften).

Diese Aufschrift trägt eine Akte des Hamburgischen Staatsarchivs. Sie erinnert an die Titel zweier Handschriften, die von dem Grodener Pastor Georg Brandes hinterlassen und in den Mitteilungen für Hamburgische Geschichte veröffentlicht worden sind. Bei den Aufzeichnungen Brandes' handelt es sich um Inschriften in der Grodener und Döser Kirche, die für die Kenntnis dieser Kirchen bzw. deren Restaurierungen von erheblichem Wert gewesen sind. Ich habe mich immer schon gewundert, daß in der Reihe der beiden genannten Veröffentlichungen die Altenwalder Kirche fehlte. Durch einen Zufallsfund hat sich die Lücke nun geschlossen. Auf einem Doppelbogen finden sich Inschriften und Handzeichnungen, allerdings nicht von dem Pastor Georg Brandes, sondern von dem Altenwalder Kantor, es ist Eggestorf gewesen, der die Zeichnungen und Niederschrift am 7. Juli 1751 angefertigt hat. In diesem Jahr stand noch die alte, aus der vorreformatorischen Zeit stammende Kirche, die im Jahre 1789 abgebrochen und durch den Bau der jetzigen Kirche erneuert wurde. Wenn man bedenkt, daß die Altenwalder Pfarrkirche mehrere Jahrhunderte hindurch zu den maßgeblichen Kirchen an der Niederelbe gehört hat, so ist man erstaunt, wie wenige Kunst- und Ausstattungsgegenstände in dieser Kirche selbst im Jahre 1751 noch vorhanden gewesen sind. Wegen des nur beschränkt zur Verfügung stehenden Raumes können wir an dieser Stelle nicht auf die mancherlei Nöte eingehen, die in den Jahrhunderten diese Kirche ausgesetzt gewesen ist. Ebenso lassen wir die Inschriften an Glocken, Taufe usw. weg, die schon bei Grandauer in dessen Ritzebütteler Gedenkbuch abgedruckt sind, und die sich ebenfalls im gleichen Wortlaut in Eggestorfs Handschrift finden.

Darüber hinaus verzeichnet dieser zu der Zeichnung eines Kruzifixes (Eggestorfs Zeichnungen scheinen maßgerecht zu sein): „Anno 1644 hefft Peter Strosall und Anke Strosalls dieses Crucifix zu Gottes ehr der Kirchen zur Zierarth Ihme und seinen Kindern zur Gedächtnis wiederumb neu angelegen lassen.“ Soweit ich unterrichtet bin, befindet sich in der Cuxhavener Sammlung ein Kruzifix aus der Zeit der Renaissance, das aus einer der alten Ritzebütteler Kirchen stammen soll und

von dem man nicht genau weiß, aus welcher Kirche dieses Kruzifix stammen soll. Sollte hierdurch nicht vielleicht ein Fingerzeig gegeben werden können?

Bestehen für das genannte Kunstwerk u. U. noch Möglichkeiten, es relativ zu bestimmen, so ist ein anderes Kunstwerk, von dem wir durch die Aufzeichnungen des Altenwalder Kantors zum ersten Male etwas erfahren, vermutlich verlorengegangen, jedenfalls fehlen zur Zeit jede Spuren. Es handelt sich dabei um ein barockes Epitaph, dessen Mittelstück als Bild die Auferstehung Jesu Christi enthalten hat. Über dem Bild auf einem Halbbogen befand sich eine gedrechselte Vase, wie uns solche im Barock oft begegnen. Unter dem Bilde befand sich eine geschwungene Tafel, wie wir es auch u. a. von Grodener und Döser Epitaphien kennen, und darauf verzeichnet die Inschrift: „Anno 1645, den 6. Sept., hefft Johann Wichusen und seine geliebte Haussfrau die Historia zu Gottes Ehren und der Kirchen Zierart verehret. Ist an diesem Gotteshaue Anno 37 Kirchschwar gewesen und Anno 42 Levit geworden.“ Es ist zur Zeit nicht mehr als eine Vermutung, anzunehmen, daß das Bild der Auferstehung Jesu vielleicht von Samuel Becker gemalt wurde. S. Becker hat um diese Zeit mehrfach in Döse, Groden und Altenbruch gemalt. Bei anderen Malern, wie Pipping, läßt sich nachweisen, daß auch diese in mehreren Kirchen des Amtes Ritzebüttel gleichzeitig gemalt haben, wahrscheinlich, weil bei der Beauftragung der Amtmann zumindest mitgewirkt hat.

Aus dem Visitationsbericht des Hamburger Seniors Johannes Müller vom Jahre 1659 geht schon hervor, daß in der Altenwalder Kirche ein neuer Altar aufgestellt worden war, nachdem die Visitation von 1653 einen trostlosen Zustand bei dieser Kirche ergeben hatte. Nun können wir aus der Aufzeichnung Eggestorfs die vollständige Gestaltung des Altars ansehen. Unter einem Tonnengewölbe stand in der Mitte der Altartisch, die Mensa zu beiden Seiten des Altars waren Seitentüren und als Schmuck stand auf dem Altar „Ein Porträt, da Christus das Abendmahl mit seinen Jüngern hält und unterhalb der Skizze dieses Altarbildes verzeichnet der Kantor: „Anno 1658 hat Ein hochweiser Rath der Stadt Hamburg dieses Altar Gott zu Ehren und der Kirchen zum Zierath renovieren lassen und hat zu der Zeit Registert auff dem Hause Ritzebüttel Herr Petrus vom Kampe JUL und der Kirchen Pastor gewesen Herr Magister Albertus Pauli, der Herr Schultheiss Wilken Schleyer, und die Kirchengeswornen, die Ehrbaren Männer Claus Barchmann, Hinrich Höpcke und Wölke Bremer.“ Aus den erhaltenen Kirchenrechnungen der betreffenden Jahre vervollständigen sich die Nachrichten über den Altenwalder Altarbau vom Jahre 1658. Hamburg hatte, wahrscheinlich auf Grund des Visitationsberichtes des Seniors Müller, zur Renovierung der Kirche 200 Mark gegeben — nach anfänglichem Widerstreben wegen der Haltung der schwedischen Regierung in der Altenwalder Kirchenfrage. Uns interessiert bei dieser Abhandlung insbesondere, daß von diesem Gelde nun eine erhebliche Summe an „Ernst (?) Schröder den Mahler (auch als contenter feyer bezeichnet) für das Altar anzulegen“ gezahlt, und neben anderen Ausgaben auch Geld für Leinwand zum Altar verrechnet wurde. Vor einiger Zeit fand sich nun in der Altenwalder Kirche in einem alten Stuhl ein starkbeschädigtes Bild, dessen Darstellung bei notdürftiger Reinigung sich als Abendmahlsbild erwies, das von einem mich begleitenden Fachmann sofort in das 17. Jahrhundert datiert wurde. Das Bild ist inzwischen gut geborgen und dürfte nach Reinigung und Restaurierung sich fast vollständig wiederherstellen lassen. Es zeigt Ähnlichkeiten mit dem Grodener und dem Döser Abendmahlsbild. So ergänzen sich die einzelnen Überlieferungen zu dem Ergebnis: Abendmahlsbild von Ernst (?) Schröder, gemalt 1658, noch erhalten. Es ist wohl erst durch das jetzige, sehr umstrittene Altarbild am Anfang des ersten Weltkrieges vom Altenwalder Altar verdrängt worden.

Eggestorf berichtet weiter: „In dem Stuhl auf dem Chor unter der Cantzel steht wie folget Anno 1661 hat Herr Wilhelm Lefert p. t. Amtmann zu Neuenwalde und Voigt zu Altenwalde diesen Stuhl für sich und seinen Erben bauen lassen und ist Anno 1681 von dessen Schwieger Sohn Herrn Capitain Joachim Peters Voigt zum Altenwalde und Midlum renoviert.“

Auf die Rahmenskizze des Altarbildes hat Eggestorf einen Kelch eingezeichnet und dazu bemerkt: „Unten herum auf den Kelch steht wie folget Anno 1691 ist dieser Kelch vergrößert und ist zumahl der Pastor gewesen M(agister) Johannes Georgius Martius, der Schultheiss Herr Johann Schleyer die Juraten Harmen Warhus, Johann Neuhaus und Peter Hicken.“

Um den Altar herum stehen die Einsetzungsworte des Abendmahles. Auch die Einwohner der sogenannten Heidedörfer fehlen unter den Stiftern der Kirche nicht. Auf einer Tafel stand: „Im Jahre Christi 1704 haben nachfolgende Ehrsame Bau-

leute der löblichen Heyd-Dörfer den heiligen Predigtstuhl Gott zu Ehren renovieren lassen.

Peter Meyer  
Claus Hopcke  
Hinrich Osterdorff  
Peter Rey  
Jürgen Höpcke  
Carsten Osterdorff  
Marten Thode  
Peter Neuhaus  
Batold Strohsahl  
Peter Fick  
Christopher Spinke  
Johann Frederichs

Paul Haderer  
Johann Köster  
Gerd Gronau  
Marten Köster  
Peter Höpcke  
Bernad Höpcke  
Mattheis Strosahl  
Jürgen Thode  
Claus Greve  
Johann Thor Mölen  
Johann Beste  
Diederich Spinke  
Carsten Hülsmann.“

Die Kanzel ist eingezeichnet, aber ohne weitere Angaben.

Auf der Vorderwand eines mehrplatzigen Kirchenstuhles waren von vier Feldern drei beschriftet: „Zu Zeiten des Amtmannes Ludewig Beckeler zu Ritzebüttel Anno 1711 hat der Herr Schultheiss Jürgen Roth die p. t. Juraten Mattheis Rey, Johann Haderer und Johann Ketel von wegen der kirche itzigen Stuhl Dem Herrn Capitain Joachim Petersen Voigt zu Altenwalde und Midlum vor sich und seine Erben aus wohlwollender Affection erbauen lassen und zum Erb und Eigentum ge-

schenket.“ Eine zweite Inschrift besagt die besondere Leistung Joachim Petersens, über die wir heute lächeln möchten, die aber für seine Zeit offensichtlich einen großen Wert gehabt hat. „Im ersten Jahr des verbesserten Calenders 1700 den 16. October ist das von mir zum Zweck gebrachte Altenwalder Holtz, Vieh und Kram-Markt zum ersten Mal gehalten, hernach wegen dem Ottern-dorfer Markt, dieweil er auff eine Woche, so haben Königliche Regierung hiesiges Jahrmarkt geendert und auff den 23. October verlegt und soll dieses Jahr-Markt 3 Tage stehen, solches zu stets währenden Andenken.“

Über die beiden Türen zu seiten des Altars, so daß sie das vorhin besprochene Altarbild einrahmen, steht noch folgende Inschrift: „Anno 1719 ist dieses Altar renoviert worden bey der Regierung Ihrer Hochedlen Herrlichkeit Herr Johannes von Som JUD Amtmans auf Ritzebüttel und als Pastor war ihr wohlwollwürden Michael Georg Wentzel. Der Herr Schultheiss Jürgen Roth und die Kirchengeswornen, die Ehr und Achtbare Männer Johann Beste, Paul Hicken, Johan Husman“. Diese Renovierung scheint nötig geworden zu sein, da durch die schweren Stürme der Jahre 1717 und 1718 die Altenwalder Kirche, insbesondere das Dach, sehr stark beschädigt war.

Dräger, Cuxhaven.

## Allmers hielt den Beverstedtern eine Standpauke

Der 89jährige, in Beverstedt wohnende Fr. Thee war, wie sein Vater, J. H. Thee, jahrzehntelang Mitglied des „Fürklubs“ bzw. der „Himmelsleiter“. Thee hat mir freundlicherweise über die „Himmelsleiter“ noch einige ergänzende Mitteilungen gemacht. Der in meinem Artikel genannte Maler Borstelmann hatte sehr enge Beziehungen zu dem Hamburger Künstlerklub „Himmelsleiter“. Vielleicht ist er auch Mitglied desselben gewesen. Auf Grund dieser Beziehungen soll er den „Fürklub“ in die „Himmelsleiter“ umgetauft haben. Die Verbundenheit mit den Hamburgern hat Borstelmann auch hier in Beverstedt weiter gepflegt. Borstelmann hat einige Male mit einigen Beverstedtern die „Himmelsleiter“ in Hamburg besucht, und die Hamburger kamen nach Beverstedt. Auch gegenseitige Geschenke wurden gemacht. So erhielt die Beverstedter „Himmelsleiter“ u. a. zwei hübsche Zinnkrüge. Einer davon zierte das Wandbrett im Klubzimmer. Aus dem anderen trank Borstelmann sein Bier. Ein Krug ist noch vorhanden und wird von Thee als kostbares Erinnerungsstück bewahrt. Ein originelles Geschenk der Hamburger wurde von den Beverstedtern besonders hoch in Ehren gehalten. Es war eine Sprosse der Hamburger „Himmelsleiter“. Ich habe einen Teil meiner Kinderjahre in Hamburg verlebt und bin oft an dem alten Hause in der Knochenhauerstraße

vorbeigegangen. Was die mit großen Buchstaben angebrachte Inschrift „Zur Himmelsleiter“ bedeuten sollte, habe ich damals noch nicht gewußt. Das Haus fiel schon vor dem ersten Weltkriege der Sanierung zum Opfer. Die Mitglieder der „Himmelsleiter“ sollen nachher ausgerechnet in einem Kellerlokal weitergetagt haben.

Die Beverstedter haben Hermann Allmers in seinem Marschenheim einmal einen Gegenbesuch gemacht. Er zeigte ihnen mit Stolz seine gepflegten und wohlgeordneten Sammlungen. Nachher hielt er den Beverstedtern eine gehörige Standpauke. Er tadelte das wahllose Durcheinander ihrer Raritätensammlung und forderte sie auf, sich mit Fleiß und Ernst der Heimatforschung zu widmen. Ferner ermahnte er sie, in ihrem Klub nicht nur dem Vergnügen nachzugehen, sondern auch die Wohltätigkeit nicht zu vergessen. Dr. Müller, Freschlunenberg, später Sanitätsrat in Blumenthal, machte sich zum Sprecher der Beverstedter. In wohlgesetzten Worten versprach er dem „Alten von Rechtenfleth“, sich von nun an ernstlich und fleißig um die Heimatforschung zu bemühen. Dr. Müller berichtete dann mit bescheidenem Stolz von der Arbeit im stillen, die der Klub auf dem Gebiete der Wohltätigkeit geleistet hat. Bei einem frisch-fröhlichen Umtrunk war das gute Einvernehmen bald wieder hergestellt.

J. Langer, Beverstedt

## Eine seltene Pflanze im Morgensterngebiet

Der vor einiger Zeit verstorbene Ritterschaftspräsident Marschall von Bachtenbrock in Hechthausen teilte mir derzeit mit, daß seine Vorfahren um 1800 verwandtschaftliche persönliche Beziehungen zu einigen adligen Familien in England unterhalten hätten. Dieser Umstand dürfte die Einführung einer seltenen und schönen Pflanze nach dem Familiengut Laumühlen veranlaßt haben, wo sie im Park reichlich vorhanden ist und unter Naturschutz gestellt wurde. Sie gelangte in der Folge auch in den Park des Gutes Ovelgönne in Hechthausen.

Die pflanzengeographisch bemerkenswerte Pflanze, um die es sich handelt, zur Familie der Liliaceen gehörend, führt den wissenschaftlichen Namen *Hyacinthus non scriptus* (L.), *Scilla non scriptus* und *Endymion nutans*. Am Niederrhein und an der Ems wird sie *Hasenglöckchen* genannt. Ihre drei bis vier Laubblätter sind breit linealisch. Der Blütenstand ist traubig und einseitigwendig, meist dunkelblau, selten weiß; die Blütenhülle hat eine glockig-walzlische Form mit zurückgekrümmten Zipfeln. Die schöne Pflanze liebt schattiges Gehölz und wird neuerdings auch in Gärten gehalten. Nach der Mitteleuropäischen Flora von Aschersohn und Gräbner ist sie in England, Nordfrankreich, Belgien und Westholland heimisch. Von dort aus wird sie nach dem Lütetsburger Park, nach Jülich und Dangast eingeführt worden sein. Von etwa 1820 ab soll sie im Park des Gutshofes Laumühlen bei Hechthausen vorkommen.

Im Jahre 1868 wurde die höchst interessante Pflanze durch von Pape, Hannover, und 1880 durch den eifrigen Botaniker und Apotheker Ruge in Neuhaus a. d. Oste beobachtet. Im Jahre 1847 erwähnt sie der Biologe A. Griesbach schon in seiner Göttinger Studie über die „Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschlands“, ohne den Standort anzugeben. Es ist zu vermuten, daß der Verfasser sich auf das damalige Vorkommen der Pflanze am Rhein und an der Ems bezogen hat. Das Vorkommen der *Endymion* in Laumühlen

wurde für die botanische Literatur erst durch den Seminarlehrer F. Alpers (Stade, später Hannover) bekannt; er erwähnte in seinem 1875 erschienenen „Verzeichnis der jetzt bekannten Gefäßpflanzen der Landdrostei Stade“ unter den Liliaceen die *Endymion non scriptus* mit dem Hinweis „nur im Gehölz (d. i. der Gutsparke) bei Laumühlen mit blauen und weißen Blüten“.

C. Oellerich, Cuxhaven

## Mitteilungen und Hinweise

Sonntag, 19. August, Treffen mit dem Bremer und Stader Heimatbund. Fahrweg und Besichtigungen: Bremerhaven, Bremen (Getreideanlage), Burg, Lesumer Kirche, Knoops Park, Schloß Schönebeck, Hoherkamp (Mittagessen), Vegesack (Haus Seefahrt, Hafen und Utkiek), Schloß Wätjen, Blumenthal (Kaffeepause), Rönnebeck, Farge, Rekumer Windmühle. Rückfahrt nach Bremerhaven. Führung Dr. Curt Allmers und Dr. Prüser.

Fahrtpreis einschl. Mittagessen (kein Eintopf) 7,75 DM. Abfahrt: Straßenbahnhof Lehe ab 8.15 Uhr, Amtsgericht Lehe 8.18, Pauluskirche 8.20, Leher Tor 8.23, Handelskammer 8.27, Hauptbahnhof 8.30, Bucht-/Georgstraße 8.32, Postamt Wulsdorf 8.37 Uhr. Rückkehr gegen 20 Uhr. Anmelde-schluß: 11. August. Anmeldungen sind zu richten an: F. Riedel, Bremerhaven-G., Weidestraße 2, Ruf 7 90 83.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127.